Geschichte der Medizin.

Aus dem Leben der Bader im 16. Jahrhundert.¹⁾

Von Dr. Alfred Martin, Privatdozenten in Zürich, z. Z. Halensee bei Berlin.

Die Sitte, Fenster mit farbigen Einsätzen zu schenken, war besonders in der Schweiz verbreitet (1) und deswegen dort die Herstellung von Glasgemälden zu einer hohen Blüte gelangt, von der die auf der Kunstbeilage wiedergegebene, aus dem Jahre 1524 stammende Scheibe beredtes Zeugnis ablegt. Ihr hentiger Wert wird vom jetzigen Besitzer, Prof. J. R. Rahn in Zürich, auf 3- bis 5000 Franken geschätzt. An Rahn gelangte sie aus der Familie Meyer v. Knönan, der seine Frau entstammt. Weiteres ist über den Ursprung nicht bekannt.

In einem Neujahrsblatte hat der verstorbene Züricher Professor der Augenheilkunde Horner das Mittelstück des Gemäldes farbig wiedergegeben (2); die Umrahmung mußte, obwohl die Steindruckplatte mit dieser darauf schon hergestellt war, entsprechend dem Zwecke der Neujahrsblätter, an Kinder am 2. Januar verteilt zu werden, weggelassen werden. Einer der wenigen damals angefertigten Drucke von der ersten Platte war für unsere Beilage das Vorbild, das übrigens getreu dem Original entspricht. Stark verkleinert und nicht farbig hat es in einer meiner früheren Veröffentlichungen Aufnahme gefunden (3).

Schermesser und zwei gekreuzte Laßeisen, wie sie zum Aderlassen und Schröpfen gebraucht wurden, stempeln das Wappen des Gemäldes zu dem der Züricher Scherer oder Bader, zweier an sich getrennter Handwerke, die zusammen die Gesellschaft der Scherer und Bader (später nach ihrem 1534 gekauften Hanse Gesellschaft zum oder auch auf dem schwarzen Garten genannt) anmachten und als solche geschlossen in einem Abhängigkeitsverhältnis, namentlich in politischer Beziehung, zur Schmiedenzunft (auch Zunft zum goldenen oder gelben Horn genannt) standen.²⁾

¹⁾ Der Zusatz **auf** der Kunstbeilage **mnß** heißen: „Schweizer Glasscheibe aus dem Jahre 1524 im Besitze von Professor J. R. Rahn in Zürich. (Sammlung Alfred Martin).“ **Durch** falsche Interpretation ist der Sinn verkehrt worden.

²⁾ In der auf unserer Bilde gegebenen Anordnung kommt das Wappen später nicht mehr vor. 1605 verschenkte „Der Schmiden und Schärer Zunft zum Guldinen Horn“ eine Scheibe, die aus der Werkstatt Josias Murers hervorging, heute im Besitze des Fürsten von Fürstenberg ist und die nach Rahns Beschreibung in einem der Schilde blau auf gelb zwei gekreuzte Zahnschlüssel zeigt (4).

Die Hauptdarstellung zeigt uns zwei Personen in der Tracht der Gelehrten oder mindestens der angesehenen Personen, die sich bemühen, aus dem Urin eine Diagnose zu stellen. Nasenklemmer, Siegelring, Feder und Schreibzeug liegen auf dem Tisch, und an der Wand hängt der geflochtene Korb, in dem das Uringlas verwahrt war.

Vorgänge in der öffentlichen Badestube sind auf der Umrahmung des Hauptstückes wiedergegeben. Rechts vom Beschauer schaffen die nahezu nackten Bader aus verschiedenen gebanten Brunnen des Hofes kaltes Wasser herbei, und links wird die Zuführung des warmen Wassers in Badekübeln und ganz unten das Schlagen von Seifenschaum (?) gezeigt. Die Badestube selbst oder, richtiger gesagt, ein Teil derselben ist oben dargestellt. Schwitzbänke und Ofen liegen außerhalb des Bildes. Wir sehen nur, wie ein Mann sechs Schröpfköpfe auf dem Rücken trägt, ein anderer sich mit einem Fußbad zum Schröpfen vorbereitet, eine junge Frau den Rücken ziemlich kräftig gerieben bekommt und die mit einer knolligen Struma behaftete Alte auf ihre Behandlung wartet. Als Kopfbedeckung dienen Netze und Kappen von Stroh und Leinwand. Die Männer tragen die Bruoch, und die Frauen sind nackt. Badelaken zum Abtrocknen hängen rechts an einer Stange.

Daß Männer und Frauen noch 1524 gleichzeitig in einer wohlgeordneten Badestube Schweißbäder nahmen und sich schröpfen ließen, ist möglich. Die Züricher Baderrolle von 1503 verbot nur das Zusammenbaden von Personen beiderlei Geschlechts in einer Wanne, wenn sie nicht Eheleute oder Geschwister waren. Noch 1583 erwähnt der Züricher Prediger Lavater, daß Männer und Weiber beieinander in einer Badestube sitzen und dagegen etliche alte Canones sind (3).

Die Darstellung eines Badebetriebes darf uns nicht zu der Annahme verleiten, die Scheibe müsse eine Badestube geschmückt haben, wenn auch der Berner Stadtrat Valerins Anshelm in seiner Chronik zur Glaserordnung des Berner Rats von 1501 bemerkt, die gemalten Fenster seien besonders in Kirchen, Rats-, Wirts-, Trink-, Bad- und Scherstuben vorhanden (5). Uebrigens stifteten vornehme Personen nach glücklich vollbrachter Knnr in Mineralbädern häufig Glasgemälde, das waren aber meist ihre Wappen (3), und die zu besitzen, war der Stolz der Beschenkten; der Kunstwert der Scheibe war Nebensache (1). So erhielt, um bei der Medizin zu bleiben, Dr. Felix Plater in Basel 1506 eine Wappenscheibe der Stadt Straßburg von Christoph Städel, altem Ammeister zu Straßburg, zum Dank dafür, daß er ihn während des Baseler Schützenfestes 1605 beherbergt hatte (6).

Häufig zeigten die Wappenscheiben noch andere Darstellungen, und diese treten — wie auch auf unserer Scheibe — in den Vordergrund. Lacroix und Seré haben in Farben eine Wappenscheibe aus dem Musée de Cluny zu Paris vom Jahre 1559 wiedergegeben (7) (später von dort bei Gnrlt (8) und bei Brnner (9) reproduziert), deren Hauptstück den Aderlaß, die Nebenfelder Haarschneiden und Kopfwaschen darstellen. Unten steht der Name des Schenkers Joß Richwiller neben seinem Familienwappen. Hier ist der Kopfwaschende, der Haarschneidende, der Aderlasser, ja der zur Ader Gelassene ein und dieselbe Person. Joß Richwiller hat sich von allen Seiten porträtieren lassen, und so sehen wir, daß mit der Scheibe nicht nur das Wappen, sondern auch — wie heute die Photographie — das Bild des Gebers verschenkt wurde. Auch auf einem Scheibenriß von Hans Jäggi in Winterthur vom Jahre 1607 ist der im Zelt tätige Feldscherer, der eine Kugel aus der Brust des Verwundeten bohrt, und der Haarschneider und der Schröpfer in der Badestube auf den Oberfeldern derselbe Mann. Hier haben wir noch neben zwei Wappen (wohl denen der Eheleute) die Unterschrift: Joß Lindouwer, Bürger von Zürich, Oknlist, Stein- und Brnchschneider und gewesener Feldscherer in Frankreich (3). Der im Bild Dargestellte ist demnach sicher der in der Unterschrift Angegebene und der Schenker der Scheibe.

Das ist wichtig für unser Bild. Wir müssen die Tatsache hinnehmen, daß die zwei durch die Harnschan, den Mörser und die Gelehrtentracht als Aerzte (nach damaligen Begriffen, heute würden wir sagen als innere Mediziner) dargestellten Personen wegen des Wappens Bader sind, mit höchster Wahrscheinlichkeit die Vorsteher des Baderhandwerks, und daß die Scheibe ein Geschenk der Züricher Bader war. An vielen andern Orten wäre dies als eine grenzenlose Anmaßung betrachtet worden. In Zürich aber waren die Bader ehrlich, ja ein Bader konnte zum regierenden Bürgermeister gewählt werden, was übrigens nie geschehen ist. Sie waren außerdem zu Ratsherrenstellen fähig, und dadurch erklärt sich die Tracht. Den Beruf des Scherers (Barbiere und Chirurgen) drnkten

Das sind unbedingt unsere Laßeisen, die irrtümlich auch als Schere gedeutet werden. Auf einem Lafettenschild von 1679 im schweizerischen Landesmuseum zu Zürich sind die zwei Laßeisen mit einem Rasiermesser verschlungen und ebenso auf dem Siegel der Baderlade aus dem 18. Jahrhundert.

sie nicht ausüben¹⁾, wohl aber innere Medizin treiben, denn diese war 1524 in Zürich noch eine freie Kunst, wenn auch der Stadtarzt studiert haben mußte. Erst 1553 traf der Rat eine Verfügung, laut welcher es den Scherern (natürlich auch den Badern) untersagt wurde, der innerlichen Arznei sich anzunehmen. Damals beschwerte sich Felix Wirtz, der trotz seiner amtlichen Stellung als Geschauer von diesem Erlaß mitbetroffen wurde, daß ihm „sin fryge [freie] Kunst, mit dere er von Gott und biderber lueten begabet, zu gebrochen, abgestrikt wurde, wellichs im zu grossem schaden, nachtheil und verwysen diene“. Er erreichte für sich nicht vollkommene Freigabe der inneren Medizin, was er anscheinend auch nicht wollte. Nur bei Wunden, Stich und Wurf und auswendigen Schäden durfte er, und er allein bis auf Widerruf, „artznen und denselben personen purgatzten und trenker ingeben. . . Was aber krankheiten inwendig des libis sind, Die einem libartzet (des er sich nicht beruembt) zu dienen, dere solle er sich on rath der Doctern und Artzaten nuedtzt anemen noch beladen, sondern denselben zuwysen, Alleson alle geferd^t“ (10).

Ein Vierteljahrhundert war verflossen, seit sich die Bader auf unserer Scheibe stolz als Aerzte aufgespielt hatten, und ihre Herrlichkeit war zu Ende. Nun lebten sie von Baden und Schröpfen und wurden zu dem herabgedrückt, was sie auch anderorts waren. Sie hatten schwer ums Dasein zu kämpfen. Bischof oder Bader, alles oder nichts, galt in der Folge auch für die Züricher Bader.

Literatur: 1. H. Meyer, Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom 15. bis 17. Jahrhundert. Frauenfeld 1884. — 2. [Horner], Ueber Brillen aus alter und neuer Zeit. 48. Neujahtsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1885. Zürich 1885. — 3. A. Martin, Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Jena 1906. — 4. J. R. R. [Rahn], Zürcherische Zunftseiben auf Schloß Heiligenberg. Zürcher Taschenbuch. N. F. 5. Jahrg. Zürich 1882. — 5. H. Oidtmann, Geschichte der Schweizer Glasmalerei. Leipzig 1905. — 6. Mitteilung von Dr. Lehmann, Direktor des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. — 7. Lacroix et Seré, Le moyen âge et la renaissance. Bd. 3. Paris 1850. — 8. Gurlt, Geschichte der Chirurgie. Berlin 1898. — 9. C. Brunner, Die Verwundeten in den Kriegen der alten Eidgenossenschaft. Tübingen 1903. — 10. C. Brunner, Biographische Notizen über den Züricher Chirurgen Felix Wirtz. Langenbecks Archiv für klinische Chirurgie. Bd. 40. Berlin 1890.